

In Dunkel gehüllt.

Roman von K. Wilden.

(25. Fortsetzung.)

Binzenz von Lüderitz fuhr sich mit beiden Händen durch das dicke Haar. Ein aquatler Blick, wie der eines verwundeten Tieres, richtete sich fast hilflos auf das junge Mädchen, dessen Herz in weitem Erbarmen dem schmerzgeprüften Manne entgegen schlug.

Liselotte streckte dem Baron die Hand entgegen, die er mit seinen beiden Händen ergrieff, wie ein Schiffbrüchiger, der nach einem letzten Halt greift.

Lindchen hatte sich bereits hinausgeschlichen; allein wenn sie sich auch noch im Zimmer befunden hätte, die beiden Menschen hätten in ihrer Seelenqual nicht an sie gedacht. Wie selbstübergeffen standen sie sekundenlang da, dann gab der Baron die Hand des jungen Mädchens frei. Er sank auf einen Stuhl, hängte die Ellbogen auf den Tisch, legte den Kopf in beide Hände und schluchzte ein paarmal trocken auf.

Der verhängnisvolle Brief lag unbedacht auf dem zierlich gedeckten Tisch, an welchem sich heute niemand zu dem Mahle niederlegen sollte. Er lag so, daß Liselotte die wenigen Zeilen lesen konnte. Tatsächlich glitt ihr Auge darüber hin, wie mechanisch; sie wäre jedoch nicht imstande gewesen, den Inhalt wiederzugeben. Mit vollem Bewußtsein hätte sie sich niemals der Indistinktion schuldig gemacht, von einem fremden Briefe ohne Erlaubnis Kenntnis zu nehmen.

„Meine Gola, mein rothaariges, schönes Weib,“ stand da zu lesen. „Wir sind verraten. Ich zittere noch an allen Gliedern. Sehen war ein Teufel in Menschengestalt bei mir und forberte Schweigegebot. Ich gab ihm, jedoch man kennt Erpresserart. Geliebte, ich liebe. Diesen Brief schide ich als Eilbrief an die bewusste Adresse. Hoffentlich kommt er nicht zu spät in Deine Hände. Komm mit mir, Geliebte, Du wollest bis Freitag früh. Bist Du um diese Zeit nicht in Witters Hotel eingetroffen, muß ich allein fort. Doch siehe ich Dich an: Komm!“

Binzenz von Lüderitz hob endlich das Gesicht aus den Händen. Sein Blick war erloschen, er schien um Jahre gealtert.

„Ich muß es tragen“, sagte er, sich erhebend. „Das heißt, ihre Untreue läßt mich laß, ihre Flucht kann ich nur als ein Glück betrachten — allein was mir noch bedrückt, ist für mich vernichtend. Kommen Sie, Fräulein Ollenschläger.“

Die Geschichte mit dem Briefbeschwerer muß klargestellt werden. Wir wollen ihr aber ein paar Tage Zeit lassen, damit sie sich erst in Sicherheit bringen kann mit ihrem Salon. Es steht kein Ort am Rande des Schreibens angedeutet, keine Namensunterschrift befindet sich in demselben. Da klappt man also im Dunkeln. Das Kuvert mit dem Ortsstempel scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Nun das ist Sache der Polizei.“

Liselotte folgte dem Baron in die Zimmer seiner Gattin. Hier sah es feiner aus. Lindchen hatte bereits Ordnung geschafft, und selbstredend wieder in ihre eigenen Sachen ausgeräumt. Mochte sie. Das kam hier gar nicht in Betracht. Alles würde der Gutsherr aus diesen Zimmern verbannen, die Möbel, die Bilder — alles, alles. Er wollte durch nichts Keuterliches mehr an die rote Gola erinnern werden, die drei lange Jahre auf dem alten Edelhof Rodenhof als Herrin getronn hatte.

Der Schlüssel zum Schreibtisch streifte im Schloß. Der Baron öffnete die Fächer — von dem Briefbeschwerer keine Spur.

Lindchen wußte vielleicht, wo derselbe geblieben. Sie war eingeschüchtert, sie würde betennen, was sie wußte.

Und abermals schritt die Glode. Lindchen kam sofort.

„Unter den Effekten der Baronin befand sich ein Briefbeschwerer“, sagte der Baron, „wo ist derselbe geblieben?“

„Mit einem Totenkopf darauf?“

„Ja wohl.“

„Das gräßliche Ding sollte ich megarben?“

„Wo hin haben Sie es gemworfen?“

„Ich ging nach dem Tisch, gnä Herr. Ich sollte ihn dort hineinwerfen.“

sofort ins Inspektorhaus, wo die beiden Elenden ihre Wohnung hatten. Wenige Minuten später kehrte er mit dem gefügigen Gegenstande ins Haus zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war, als wenn mit einem Male jegliches Leben aus dem Herrenhause zu Rodenhof gestohlen sei. Lautlos, schon drückte sich die Dienerschaft umher; es wurde unten in den Souverainräumlichkeiten getuschelt, gemurmelt; ein jeder teilte flüsternd seine Beobachtungen dem andern mit.

Die Baronin war mit ihrem Geliebten auf und davon.

Die Hebronen hatte die Briefe heimlich befördert.

„Die wird sich 'n guten Rod dabei angezogen haben,“ hieß es.

Was mochte der Liebhaber sein? Jedenfalls ein feiner, reicher Herr. Die Baronin würde sich schon geübt haben, einen solchen Beschäftigten und Titel für nichts aufzugeben. Ne, die machte sicher einen guten Lauch.

Sängerin war sie vor ihrer Heirat, Lindchen hatte das schon längst ausgeplauscht. War sie doch die Vertraute ihrer Herrin gewesen. Sängerin! Run ja! Lindchen meinte, unter den Sängern wären Damen aus den besten Familien zu finden, keine Damen. Die Baronin aber konnte nur etwas sehr Untergeordnetes gewesen sein, das könne ein Bänder sehen. Und Lindchen war in solchen Sachen Autorität.

„Was aber hatte der Briefbeschwerer mit der Liebesgeschichte der Baronin zu tun?“

Man reckte die Köpfe noch dichter zusammen. Man riet hin und her. Der Briefbeschwerer sollte partout weggeworfen werden; es war göttlich nicht gegeben. Und der Baron wollte ihn jetzt haben.

So beschaffte sich das Personal von Rodenhof ohne Unterlaß mit der durchgekauften Herrin, und obgleich die Wege von einem Rodhagen zum andern ziemlich lang waren, so drang die Kunde von der Flucht der Baronin von Lüderitz doch mit Windeseile in die Umgegend.

Herr von Siemens kam ganz atemlos ins kleine idyllische Schwiegerhäuschen zu den Geschwistern Bohlstedt angelacht.

„Erbarnt euch, wißt ihr schon?“

„Gott im Himmel, das war ja schrecklich. Und Liselotte Ollenschläger, befand sie sich denn jetzt ganz allein mit dem Baron? Sie hatte sich vor einiger Zeit schriftlich bei ihnen entschuldigt. Sie könne nicht kommen, weil man den Umgang mit der Baronin meide. Es wäre ihr peinlich, in Kreisen zugelassen zu werden, die ihrer Herrin verschlossen wären.“

Damals war Frau von Bohlstedt im höchsten Grade empört gewesen; heute war sie geneigt, dem jungen, irreführenden Mädchen auch diese Ertragungen, des Bruders wegen, zu verzeihen.

„Ich werde mich morgen mal nach der kleinen Ollenschläger umsehen, Guido,“ sagte sie wie tröstend zu diesem. „Ich bringe sie mit, verlaß dich darauf. Sie weiß sonst so genau, was sich jetzt, hier wird ihr Begriffvermögen sie hoffentlich nicht im Stiche lassen.“

Die alle Betrüchte erzog derteilen fielen den Tag ihrer Abreise. Es war selbstverständlich, daß sie nicht länger bleiben konnte. Doch hatte sie durchaus keinen Grund, gleich der Baronin, Rodenhof in fliegenden Eile zu verlassen. Sie befand sich unter dem Dache eines Geliebten von vornehmer Gesinnung. Wo so also fliehen?

Sie beschloß, an Onkel Max zu schreiben, ihm alles klarzulegen und um seinen Rat zu bitten. Sie war gewiß, er würde keinen Augenblick säumen, sie zu holen.

Sie wollte jedoch mit der Absendung ihres Briefes noch einen Tag warten, da Baron von Lüderitz seinen Frau gerne einen Vorsprung lassen wollte. Er zweifelte ja natürlich jetzt nicht mehr an der Schuld Giffelass. Bei einem abermaligen Besuch der Jungfer, welches der Baron am Nachmittag mit dieser vornahm, stellte sich voraus, daß die Baronin tatsächlich am sechsten Oktober verreist gewesen.

Da der Gutsherr derzeit gerade für einige Tage zu einer landwirtschaftlichen Sitzung in Mlenzburg wollte, hatte er natürlich keine Kenntnis von der Abwesenheit seiner Frau gehabt.

Binzenz von Lüderitz billigte das Vorgehen Liselottens, am folgenden Tage ihrem Onkel, dem Regierungsrat, den Fall vorzutragen; er selber beschloß, ihrem Schreiben ein paar Worte beizufügen. Es konnte ihm nur angenehm sein, sich mit einem an der Sache Beteiligten, und zwar mit einem erfahrenen Manne zu verbinden, um die erforderlichen Schritte gemeinsam zu unternehmen.

Der Brief an den Regierungsrat wurde länger, als Liselotte beabsichtigt. Gab es doch so manchen Punkt, der der Erörterung bedurfte.

Bei Tisch traf sie mit dem Baron zusammen, dem sie erklärte, daß ihr Brief fertig sei und nur seiner Einlage bedürfe.

Diese lag zur Verfügung, so konnte der Brief geschlossen werden. Der Gutsherr wollte ihm am Nachmittag selbst besorgen, da er in die Stadt zu reiten gedachte. Noch aber war er nicht fort, als die Helmhäuser Equipage vorrollte.

Der Gutsherr hatte Herrn von Siemens darin vermutet, war also erkannt, als eine Dame dem Gefährt entstieg.

Liselotte, die sich allein im Salon befand, wechselte die Farbe.

„Frau von Bohlstedt“, murmelte sie, unangenehm bedrückt.

Diese hatte dem Diener ihre Karte übergeben. Ihr Besuch galt Fräulein Ollenschläger.

Liselotte trat der Bekannten freundlich gemessen entgegen. Sie hatte nichts gegen die Dame, doch empfand sie deren Kommen gerade zu dieser Zeit als eine Aufdringlichkeit.

„Ja, ja,“ sagte Frau von Bohlstedt, Liselotte freundlich auf die Wangen klopfend, „wenn Mohammed nicht zum Berge kommt, kommt der Berg zu ihm. Ihr Schreiben hat mich befremdet, liebes Kind. Weshalb kommen Sie nicht zu mir? Doch diese Frau, die Sie Ihre Herrin zu nennen beliebten, keinen Zutritt zu der Gesellschaft hatte, stimmt wohl nicht ganz. Man ist ihr, soviel ich höre, des Barons wegen freundlich, wenn auch reserviert entgegengekommen. Daß sie sich nicht behaupten konnte, ist eine Sache für sich. Und die Affäre mit meinem Bruder, — na, meine Liebe, so nachträglich sind wir nicht. Ich halte es für meine Pflicht, die Hände ein wenig schlingend über Ihr Haupt zu breiten; Sie waren hier schlecht untergebracht.“

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen für Ihr Interesse,“ sagte Liselotte, und ohne daß sie es beabsichtigte, klang es kühl und ablehnend.

„Na und nun, kleine Unschuld, fällt ja auch die Rücksicht auf die Baronin weg,“ fuhr Frau von Bohlstedt fort. „Dieser Stab! Mein liebes Kind, hier können Sie nicht bleiben, was würde Ihre Frau Mutter sagen. Oh, oh, es wäre zu schrecklich, wenn Sie erfuhr, daß ihre Tochter die Untergebene einer ehemaligen obstrukten Sängerin gewesen ist. Ich nehme Sie mit, liebe Liselotte. Sie werden es mir danken für die ersten Tage dieses schockierenden Ereignisses zu uns über; bei uns läßt sich Ihre Zukunft leichter überhauen.“

„Gnädige Frau, ich sage Ihnen schon, wie sehr ich Ihnen für Ihr Interesse dankbar bin. Das Recht, über mich zu verfügen, behalte ich mir aber unter allen Umständen selber vor. Natürlich kann ich hier nicht bleiben, da man meiner Dienste nicht mehr bedarf. Onkel Max wird in den nächsten Tagen herkommen und mich holen.“

Das sagte Liselotte rubig, aber dennoch merkte Frau von Bohlstedt, daß sie erregt war. Natürlich war Guido der Grund ihrer Weigerung. Das Mädchen war einfach nicht klein zu kriegen. Könnte eine so bevorzugte Stellung in der Welt einnehmen und bummelte nun wieder dergleichen umher, jeder Unbill des Lebens preisgegeben.

Das Gespräch berührte nur oberflächlich die Flucht der Baronin. Frau von Bohlstedt nahm in begrifflicher Neugier ein reges Interesse an dem Falle, während Liselotte zurückhaltend antwortete.

Die Baronin sah ein, daß ihr Besuch erfolglos blieb, und da sie auch sonst keineswegs auf ihre Rechnung kommen würde, wies ihren übergeordneten Wissensbuchs betraf, so empfahl sie sich bald, ohne jedoch den Unmut zu zeigen, den sie durch die ablehnende Haltung der verarmten hochmütigen Kaufmannstochter empfand.

Am folgenden Tage befand sich Liselottens Brief in der Handlung des Gutsherrn. Der Regierungsrat konnte sich nicht erinnern, je in seinem Leben so konsterniert gewesen zu sein, als beim Lesen dieses seltsamen Briefes. Er wäre unfehlbar sofort zum Kriminalkommissar geeilt, ihn von der Werbung der Dinge in Kenntnis zu setzen, wenn nicht der Gutsherr von Rodenhof um seinen sofortigen Besuch gebeten. Auch Liselotte legte ihrem Onkel besonders ans Herz, keine Schritte zu unternehmen, bevor er nicht mit ihr und dem Baron Rücksprache genommen, und sich selber überzeugt habe, daß betreffs des Briefbeschwerers keinerlei Zweifel obwalten konnte.

Das schickte dem Regierungsrat ein. Natürlich, bevor in der Mordegeschichte oberhalb Staub aufgewirbelt wurde, mußte man sich über die Identität der Briefbeschwerers vollständig klar sein.

(Fortsetzung folgt.)

— In der Küche. Soldat (als die rotwangige, saubere Köchin die knusprig gebratene Gans aus der Pfanne nimmt, zu sich selbst): „Eine so appetitlich wie die andere!“

Lulus Besuch.

Humoreske von Hermann Dreher.

Am 23. Mai zog Lulu in mein Logis ein, obgleich dies durchaus nicht für die Aufnahme zweier Personen eingerichtet ist.

„Es soll nur für heute sein, lieber Harry!“ erklärte meine Schwägerin. Dieser 23. Mai war zufällig das erste Wagnis meiner kleinen Nichte.

Sie kam aber nicht allein, bewahrt Da brachte das Mädchen meiner Verwandten: erstens ein Sortiment Puppen, Aurelie, Geilie, Martin und Harry (nach mir benannt!), zweitens ein Malbuch mit den dazugehörigen Farben, drittens einen Korb mit allerhand Spielzeug und viertens ein Paket Kinderwäsche.

Dieses drückte mir meine Schwägerin in die Arme und sagte: „Für den Fall, daß etwas passiert. Du bist zwar Jungeselle, aber gerade zu dir habe ich das Vertrauen, daß Du mit Kindern umzugehen verstehst.“

„Ich mochte meiner Schwägerin ein verbindliches Kompliment und wünschte ihr Glück auf die eintägige Reise. Ich war allein — allein mit Lulu und meinem Spitzel Lobb.“

„Na, komm mal her, Lulu! Wo stehst Du denn?“

Keine Antwort. „Lulu! Lulu!“

Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kammer, Küche, Adestube werden abgesehen — Lulu ist nicht zu finden. Da, ein Altkor auf dem finsternen Korridor. Ich stürzte hinaus. Lulu steht mit meinem zerbrochenen Spazierstock vor dem zertrümmerten Spiegel der Vorkammer.

„So ein Rader! Was machst Du da?“

„Lulu so klein!“ sagte sie. Dieses Wort kommt von meiner Schwägerin. Sie hat es einmal als Enkelgebildung gebraucht, als der Vater verlangte: Lulu soll nicht nachhen.

Lulu so klein! ist nun ihre stehende Redensart, wenn sie was Dummes angeheißt hat.

Wir gehen hinein. Ich gebe ihr die Puppen.

Puppy Harry kann die Augen auf und zu machen. Sie sieht dann sehr naiv aus, was ihr gut zu Gesicht steht. Das hat Lulu erprobt.

Da ich sie artig spielen sehe, wende ich mich meiner Arbeit zu, bis ich ein eigenwilliges Rascheln höre. Ich drehe mich um.

Da hat Lulu aus ihrem Spielraum ein kleines Puppenweibchen hervorgeholt. Mit diesem bearbeitet sie Harrys Nase wie mit einer Feile.

Ich sage aber nichts. Lulu hat heute Geburtstag, da muß ich ihr schon etwas nachsehen.

Dabei fällt mir ein, daß ich ihr noch gar nicht das übliche Präsent gemacht habe. Zugleich erinnert sie mich selbst daran.

„Lulu will Lade!“

Sie verwendet die Schokolade sofort als Verführungsmittel und hat sich bereits nach zwei Minuten aus der kaufmännischen Klasse gedrückt und ist unter die Rigger geschlüchtet. Das rote Kleidchen hat auch ganz eigenartige Unterlärme erhalten. Es sieht plötzlich aus, als wäre es beim Trödeln all gekauft worden.

Was nun tun? — Na, die weitblühende Schwägerin! Für den Fall, daß etwas passiert, hat sie mir ja ein Bündel in den Arm gedrückt.

Lulu läßt sich endlich bewegen, mir ins Schlafzimmer an den Waschtisch zu folgen. Dort erhebt sie aber ein Geschrei und widerstrebt so stark, daß ich den Hauptanteil der Waschlösung über dem Kopf, nicht sie.

Nachdem ich also trübend, die leidlich gereinigte Lulu an der Hand, dem Duschbad entziehen bin, geht es an eine Neueinkleidung.

Lulu beteiligt sich am Auspacken, indem sie herausreißt, was ihr gerade in die Krallen — pardon! — Händchen fällt. Ich wähle also das Stoffchen aus und beginne nun, Lulu zu entkleiden. Ha, das hat aber den Teufel!

„Lulu, wie wird das aufgemacht?“ frage ich.

„Lulu so klein!“

In meiner Verzweiflung greife ich zur Zigarrenschere und durchschneide vorsichtiger einige Fäden einer Längsnäht.

Das dauert ihr wieder zu lange. Sie faßt ihr Kleid mit dem framme Fingerringen an den Hüften — und — ritisch — ritisch! — liegt es in zwei Hälften rechts und links am Boden, wie der freie Lärte in Ahlands Dichtung.

Nun entbede ich auch die Knöpfe — sie sind an den Achseln angebracht. Zu spät!

Doch die Hauptschwierigkeit liegt mir noch bevor. Das neue Kleidungsstück hat zwar Knöpfe und Knopflöcher — zwei von jeder Sorte — aber ich kann es ziehen und wendeln wie ich will, ich finde keine den menschlichen Körper entsprechende Form. Zwei Öffnungen habe ich endlich entbedt, die in kurze, zylinderförmigen Formen auslaufen. Ah, ein kurzärmeliges Kleid! Doch etwa leichtfüßlich für die Jahreszeit! — frage ich mich.

begleitet das über diesmal auf ihr neues Kostüm.

Wirklich! Das arme Kind kann die Arme kaum nach der Seite bewegen!

Vielleicht würde vorn zugemacht. Ich probiere es. Gar nicht daran zu denken!

Also ziehe ich es wieder wie erst an und schimpfe dabei weiblich über die Verwickelheiten der Mode, die sogar harmlos dreijährigen Kindern schon die Daseinsfreude verbittert.

In meinem Hause wohnt ein alter Wittwer, Herr Schummelmann, der ein Mädel aufgezogen hat. Vielleicht weiß der Rat. Lulu muß aber die Zwangsjahre einstweilen antehalten. Ich kann sie doch nicht nackt laufen lassen. Was sollen Lobb und die Puppen denken! — Harry ausgenommen. Harry denkt nicht mehr. Er schläft in seiner Ecke den ewigen Schlaf, den Gott der Menschheit von Anbeginn der Welt geschenkt hat.

Ich springe die zwei Etagen zu Herrn Schummelmann hinauf. Er verpflichtet mich, herunterzukommen. Das ist vormittags um 11 Uhr.

Als ich meine Wohnstube wieder betrete, ist keine Spur von Lulu zu finden. Dafür liegt mein Tintenfaß am Boden, und ein breiter, schwarzer Streifen führt deutlich hinaus.

Ich hinterher.

Lulu steht vor meinen Beil und hat gerade die schwarzen Fingerringen an meine schneeweißen Heberläuge geworfen. Auch nicht übel! Für betarzte Handierungen bietet also das neue Gewand noch genügend Spielraum.

Ich bitte im stillen die beleidigte Mode um Verzeihung und mache ihr die größten Zusicherungen, besonders was das Verhindern der Bewegungsfreiheit anlangt.

Mittlerweile wird es 12 Uhr. Herr Schummelmann wird mich verzeihen haben.

Wir essen Mittag, das ich mir heute aus dem Hotel holen lasse. Lulu taucht den Finger in die Bratenfauce und malt sinnige Figuren auf den Tisch. In den Pudding schlägt sie mit dem Löffel, daß die roten Tröpfchen rundum fliegen. Ein ergründliches Spiel! Kartoffeln liegt sie nicht, die fliegen unter den Tisch. Dafür wirft sie mir die Kerne der Kompositisfischen ins Gesicht.

Herr Schummelmann kommt immer noch nicht. Ich laufe noch einmal hinauf.

Als ich nachher in meine bequemen Hauschuhe fahren will, fühle ich, daß sie Lulu mit Steinhäfen gepolstert hat.

Sie soll nun schlafen. Ihre Mama hat das mit aufs Programm gesetzt. „Lulu so klein!“ opponiert sie.

Ich habe für derartige Vagel zu wenig Einsehen, und meiner Beharrlichkeit gelangt es endlich, sie ruhig zu kriegen, nachdem ich sie bis um 2 Uhr fringend im Zimmer herumgetragen habe.

Ich lege sie ins Bett! Lulu schläft! Gott sei Dank.

Jetzt kommt Herr Schummelmann! Da ich aber Lulu aus leicht begreiflichem Egoismus nicht aus ihrem Schummer förmeln will, fordere ich Herrn Schummelmann auf, mir bis zu Lulus Erwachen Gesellschaft zu leisten.

Er nimmi — oho! — natürlich dankend — oho! — an, raucht drei Zigaretten, trinkt sechs Kognaks und erzählt mir eine unendlich langweilige Geschichte, die davon handelt, wie sein Bruder nach einem Schnappen, den er durch Anklagung erhielt, nur auf einem Auge farbenblind wurde, weil er auf dem anderen schon seit Kindheit überhaupt nicht sah. Mittlerweile wird es 4 Uhr. Lulu erwacht und schreit. Ich trage sie herein. Herr Schummelmann setzt seine Brille auf, unterläßt das Gewand und erklärt im Tone des Gemütsmenschen: „Das ist gar kein Kleid, das sind Hosen!“

Er sieht noch zwei Zigaretten zu sich und entfernt sich mit diesem Honorar. Da soll doch der Teufel dreinschlagen!

Meine Nade oder Hosen werden ihr wohl nicht passen. Aber so wird's gehen! Ich ziehe ihr eine meiner Westen an. Famos: Lulu stekt warm, die Weste reicht ihr bis unter die Knie. Außerdem kann sie sich frei bewegen! Sonderbar sieht das natürlich aus. Aber Lulu hat sich trotzdem mit ihrer Garberode sehr schnell befreundet, zumal da ich verheißentlich meinen Chronometer in einer der Taschen stecken ließ, den Lulu auch im nächsten Augenblicke durch einen tröstlichen Wurf bis in seine kleinsten Zeilen betastet hat. — Auch das noch!

Wenn es doch bloß erst 8 Uhr wäre! Dann kehren Lulus Eltern zurück und befreien mich von dem „harmlosen“ Kinde.

Befanlich schlägt dem Glücklichen seine Stunde. Lulu ist der Beweis dafür. Sie fühlt sich glücklich, denn sie ist über meinen Schreibtisch geraten und gereizt mit großer Geschwindigkeit das fast vollendete Konzept eines Romanes. Und ich lasse sie gewähren. Sie ist ja noch „so klein!“

Endlich schreie meine Vorfaulglode. Lulus Eltern sind da.

Das Intermezzo, das folgte, beschneue ich. Lobb war es nicht. Led wohl, Lulu, mein kleines, süßes Engelchen, aber bitte, komme nie, nie wieder.

„So klein! So klein!“ meint Lulu,

Unsere Schnittmuster - Offerte.



Ein hübscher Coat für Mädchen und kleine Frauen. Fraunes Broadcloth mit Pelz aus schwarzem Zamt und vergoldeten Schmalen sind hier dargestellt. Für den Pelz und als Verzierung im Rücken werden furch Knöpfe benutzt. Das Dessin eignet sich für irgend einen der Coat-Stoffe, die jetzt modern sind. Das Muster ist in 5 Größen gezeichnet: 14, 15, 16, 17 und 18 Jahre. Es benötigt 3 1/2 Yards 50/24 Stoff für die 15jährige Größe. Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke kein Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribune, 1311 Edward St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.
.... Zoll, Brust- oder Taillenweite
(Größe bei Kinderstücken.)
Name
No. Straße
..... Stadt

Naturdenkmäler 1913. Papier aus Bambus.

Der Leiter der staatlichen Stelle für Naturdenkmäler in Preußen, Herr Rat Convent, hat sich aus Anlaß der bevorstehenden Jahrestagung der Befreiungskrieges und des 25-jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers mit einer Anregung an sämtliche zuständige Behörden in Preußen gewendet. Er führt aus, daß es vielleicht möglich sei, weitere Kreise und opferfreudige Stellen für die Aufstellung zu gewinnen, daß auch Naturdenkmäler, die von der Gemeinde zur Freude der ganzen Bevölkerung bewahrt werden, wohl geeignet seien, die Erinnerung an jene hervorragenden Ereignisse wachzuhalten. Wie die Altenburger zum 50-jährigen Regierungsjubiläum ihres Regenten 1903 einen Herzog Ernst-Wind, wie Berlin 1840 zum Jubiläum des Regierungsantritts Friedrichs des Großen die Friedrichshain anlegte; und wie die Stadt Dresden beim 25-jährigen Regierungsjubiläum König Alberts die Dreiecker Haide anstauete, um sie dauernd als Wald zu erhalten, so könnte jetzt die eine oder andere Gemeinde ihre Teilnahme an den patriotischen Feiern dadurch lebendigen, daß sie einen bemerkenswerten Teil der umgebenden Natur sicherte. Fast jede Gemeinde sei in der Lage, ein oder mehrere Naturdenkmäler, sei es einen schönen Felsen, einen reizvollen Wasserfall, einen hervorragenden Aussichtspunkt, einen bemerkenswerten Baum, ein Stück Wald oder Heide, eine geeignete Fläche für Vogelwarte oder anderes derartiges zu erhalten. Vor allem sollten Gemeinden in ihrer Nähe ein Wäldchen zur Erholung und zum Naturgenuss ihrer Bevölkerung sichern. Diese Erhaltung würde auch im Sinne des Kaisers liegen.

Der Wortlauber.

In einem feinen Weinrestaurant trat Leif Baruch Hofknopf den Unwillen verschiedener Gäste, die er ihnen ihre Gläser austrinkt. Man stellt ihn zur Rede und droht mit dem Schwertmann. Hofknopf protestiert dagegen und sagt mit ethischer Entschlossenheit: „Wie heißt Schuhmann? Auf dem Schild draußen steht doch ganz deutlich: Hier kann man fremde Weine trinken!“

— Er weiß sich zu helfen. Patient: „Herr Doktor, Sie fachten mir neulich, eine einzige Flasche Wein könnte mein Tod sein, und gestern hab' ich mit meinem Freunde sechs getrunken und bin heute gesund! Wo kommt denn das?“

Doktor: „Das ist sehr einfach! Da war halt gerade die, welche Sie hätte töten können, nicht dabei.“